

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 46

Artikel: Im Elbhafen

Autor: Frommel, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648690>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dass hier 1916 eine gräßliche Feuersbrunst wütete und diesen ganzen Stadtteil vernichtete.

Dem melancholischen Viertel Stuteviken mit seinen verträumten Fischergassen stehen die Stufenweise an den Bergwänden ansteigenden Holzhäuser gegenüber, während auf der anderen Seite von Flöien die ständige Landhaus-Ausstellung des dortigen Villenviertels das Auge ebenso entzückt wie auf der Halbinsel zwischen Baag und Puddesfjord der Stadtteil Nordnes, der Zeugnis von jenen unvorstellbaren Konjunkturjahren ablegt, als England über Napoleons Imperium die Kontinentalsperrre verhängte.

Märchenhaft schön ist der Blick vom Nordnespark über den Fjord und vom Promenadenweg Fieldveien über die gesamte Stadt und ihre weltberühmte Umgebung. Hier begreift man, warum von Bergen aus alle Wege um und in das Land ihren Ausgang nehmen, dorthin, wo das norwegische Volk in allen Kulturzweigen seine volle Ursprünglichkeit bewahrte, abgesehen davon, dass schon ganz in der Nähe kulturgeschichtliche Denkmäler von erstrangiger Bedeutung des Besuchers harren: angefangen vom kleinen Schloss Damsgaard aus dem Jahre 1700, von Gamlehaugen, wo der König oft genug Aufenthalt nimmt, von Troldhaugen, dem ideal gelegenen Wohnsitz Edvard Griegs, von den Ruinen des Bisterzienserklosters Lyse bis zur berühmten Stabkirche von Fantoft aus dem frühen 12. und der gotischen Kirche von Fana aus dem 13. Jahrhundert. Welche Stadt in der Welt hat dieses In- und Nebeneinander von überraschendsten Kontrasten, die mühelos zur unvergleichlichen Harmonie zusammenklingen? Und diese Stadt nannten griesgrämige Pechvögel oder überbequeme Salontioler: „Touristenschred“!



Hanseatenhäuser aus dem 16. Jahrhundert, Originalbauten in Bergen.

„Morjen, Maat. Ich bin det Warenhaus von hier. Herr Tieß persönlich. Verkaufe zu halben Preisen Kämme, Bürsten, Spiegel, Briefpapier für die Braut, Seife. Oder wollen Sie ein Messer? Scheren, Knöpfe, Garn, Nadeln. Alles frisch und billig!“

„Donnerwetter, was machst du denn schon da? Ist doch kaum Frühstückszeit!“

„Aber Maat, Sie verstehen sicher mehr von Navigation und so, aber von den günstigeren Verkaufsmöglichkeiten am frühen Morgen, wenn die Konkurrenz am Kai noch zu tun hat, weiß ich besser Bescheid. Also was darf ich einpacken? Etwas für die werte Frau Gemahlin oder darf es etwas Besseres sein?“

Er setzte sich auf die Großluke und breitete den ganzen Inhalt seines Koffers auf der Persennig aus, er wühlte in den bunten Sachen herum, wählte einzelne Gegenstände heraus und reichte sie den Matrosen, die ihn bald neugierig umstanden. Es war ein hübscher, bleicher Junge, aber die Geschäftigkeit, wie auch seine Redensarten, flangen gelernt.

Der Steward war unterdessen mit seiner Wäsche fertig geworden und kam mit dem Leichtmatrosen nach mitschiffs. Er war immer laufstündig, der Steward, und so wurde er schnell vom Zuhörer zum ersten Käufer.

Er wurde mit dem Burschen bald über ein paar Kleinigkeiten handelseinig. Auch der Bootsmann kam hinzu, der an der Reeling gestanden hatte. Er war in der Nacht bummeln gewesen, schlaftrige Verdrießlichkeit lag über dem gutmütigen Gesicht. Es gehörte nur ein kleiner Sonnenstrahl dazu, es wieder freundlich zu machen.

„Heh, Sie Mann da, mit dem verbummelten Gesicht“, fragte der Junge, „wollen Sie nichts bei mir kaufen? Ich habe die schönsten Dinge zum Trost für verlassene Seemannsbräute.“

„Jung, du bist, weiß der Teufel, nicht dumm und weißt, was die Leute notwendig haben, du!“

„Stimmt, Maat, ich bin der fixeste Jung in unserer Branche und komme auf alle Schiffe. Da hab' ich schnell gelernt, zu erkennen, ob die Männer in der Nacht geschlafen haben oder nicht.“

„Wie heißt du, Jung?“ Und der Bootsmann setzte sich auf die Luke neben ihn.

„Jensen, Stan Jensen, mein Name, und wie heißen Sie?“

Im Elbhafen.

Von Hermann Frommel.

Wenn der dichte Morgennebel sich hebt, wird es auf dem Strom lebendig. Kleine Boote umschwärmen das Schiff von beiden Seiten. Die Matrosen genehmigten die erste Morgenpfeife oder priemten nach Herzensus lust, während aus der Kombüse schon der Duft des starken Kaffees aufstieg. Manche Seeratten lagen mit beiden Armen auf der Reeling und starrten nach Seemannsart gleichgültig landeinwärts, den Fluss hinauf glitt der Blick, wandte sich der großen Stadt zu, die noch im Rauchdunst und Nebel lag, aus dem nur Kirchtürme und die Dächer der hohen Häuser ragten. Im Morgengrauen ist eine Stadt wie die andere, grau, verschlafen und häßlich wie eine alte Hafenstadt nach einer verlumpten Nacht.

Auf der Baat lag der Steward auf den Knien und wusch sein Parade kostüm aus. Dann machte er es am Fockstag fest. Segeltuchhosen, grobgemusterte farbige Hemden und ein dunkelblauer Lüsterrock mit allerlei goldenem Krimskram darauf, wie es die Landmädchen gern sehen, eine ganz feine Sache, der Paradeanzug von Steward Hößermann.

Da knarrte eine Leiter leise, und ein kleiner Bursche mit einem Koffer, größer als er selbst, sprang über die Reeling auf das Deck. Er sah aus, als würde er noch die Schule besuchen müssen, aber wer kann das Alter solcher Hafenbengels genau schätzen?

„Hinz Groth, Bootsmann auf der Schut da. Du bist wohl ein Däne, nicht?“

„Nein, Herr Groth, mein Vater war Däne, aber meine Mutter Hamburgerin. Sie sind nun beide schon tot. Ich bin hier geboren und habe noch kein anderes Wasser gesehen, als den Elbhaben.“

Der Bootsmann war ein merkwürdiger Kauz. Er war bekannt als der Schwierigste an Bord. Auf dem Festland ein flotter Kerl, Tänzer und Schürzenjäger, hatte er jeden Abend Hafenurlaub und war dann den ganzen Tag verdrießlich, brummte und greinte mit jedermann und es war schwer mit ihm auszukommen. Aber nun nahm er den kleinen mageren Krämerjungen auf seinen Schoß, legte die zarten feinen Hände in seine festen beteuerten Fäuste und sah schweigend auf sie herunter.

Der Junge fühlte sich ein wenig verlegen, er saß still und sah vor sich hin.

„Wie alt bist du eigentlich, Stan?“

„Fast dreizehn. Ich werde im Frühling dreizehn.“

„Dreizehn Jahre erst? Nicht mehr? Da mußt du doch zur Schule.“

„Ich gehe auch in die Schule. Von acht bis zwölf.“

„Und sonst kannst du nichts anderes treiben, als so auf den Schiffen herumlungern und Dummheiten zu quatschen?“

„Ich hätte wohl auch Zeitungsjunge werden können. Aber das wollte die Mutter nicht. Ich sollte Kapitän, wie Vater war, werden.“

„Nicht schlecht, gleich Kapitän! Aber möchtest du nicht auf unserer Schute bleiben und dich nützlich zu machen suchen? Das wäre so der Anfang der Kapitänslaufbahn.“

„Kann nicht, Herr Groth. Ich habe für eine kleinere Schwester zu sorgen. Sie ist zwei Jahre jünger als ich.“

„Eine Schwester hast du auch, Jung?“ Und der Bootsmann klopfte ihm freundlich auf die Schulter und strich ihm leicht übers Haar. „Wo ist sie denn?“

„Sie ist fast den ganzen Tag mit mir zusammen, aber morgens schläft sie bis zum Schulbeginn, während ich auf die Schiffe gehe.“

„Und wo wohnt ihr?“

„Wir werden nach Weihnachten nach St. Pauli ziehen. Er sah zu Boden und wagte nicht, den Mann anzusehen.

Der Bootsmann runzelte die Brauen und sah ihn scharf an. „Ich habe gefragt, wo ihr jetzt wohnt?“

Ein Zucken ging durch den Jungen, er begann zu drücken und leise zu weinen. „Wir schlafen in der Nacht im Fahrstuhlschacht einer Fabrik, gleich hinter der Brücke drüber.“

„Verdammte Sache das!“ Der Bootsmann preßte ihn an sich. „Wollte dich nicht kränken. Weine jetzt nicht, Stan, es wird schon wieder alles gut werden. Ich will bei dir einkaufen und dann nimmst du ein paar Hände voll Schiffszwieback für deine Schwester mit. Hast du eigentlich schon etwas gegessen?“

„Nein, ich esse niemals, ehe ich zu Hause ... bei meiner Schwester bin, wir essen dann zusammen ...“

„Na, diesmal wirst du hier frühstücken. Und wenn nichts anderes da sein sollte, der Koch ist nämlich ein Geizkragen, dann trinkst du meinen Kaffee und Schiffszwieback haben wir genug. Hallo, Steward, hast du nicht etwas vom Kapitänsessen übrig? Der Alte steht doch erst in einer Stunde auf.“

Und der Junge bekam ein Kapitänsfrühstück, Kaffee, Brötchen, Butter, Fleisch, Käse und Aprikosenmarmelade, ein wahres Göttermahl. Er hockte, umgeben von all seinem Kram, der ausgebreitet auf der Persennig liegt, und der Bootsmann saß neben ihm und hielt seine Hand, während Steward und Leichtmatrose unter den Waren neue Gelegenheitskäufe auszuführen. Er knabberte an einem Knochen und trank gierig in großen Schlücken den Kaffee, seine Augen glänzten und sein ganzes Gesicht strahlte vor Freude.

Nun war er satt. Über einige der Herrlichkeiten waren noch übrig geblieben. Fragend sah er den Bootsmann an. Der nickte lachend.

„Für deine kleine Schwester.“

Und der Junge packte alles fix ein.

„Und nun kaufe ich ein Messer, eine Bürste, einen Spiegel. Was macht das aus?“

„Eine Mark fünfzehn.“

„Schön, hier ist das Geld. Und wieviel hast du hier verkauft?“

„Lassen Sie mal sehen. Der Steward kaufte ein paar Hosenträger, ein Messer und einen Spiegel, und dann die Matrosen zwei Kämme und drei Stück Seifen, dann noch Briefpapiere, eine Schere und ein Paket Nähnadeln. Alles zusammen um fünf Mark. Soviel habe ich auf einem Schiff noch nie eingenommen.“

„Das ist nicht viel für einen Mann, der seine Schwester erhalten muß. So, hier hast du, was von meiner Heuer beim gestrigen Bummel übriggeblieben ist.“ Und er stopfte Goldmünzen und Noten in die Tasche des Jungen.

Der Bursche erhob sich und fing an, seine Sachen wieder in den Korb zu packen. „Ich muß wohl gehen, Herr Groth, sonst wacht meine kleine Schwester auf und ängstigt sich, wenn ich nicht zurück bin.“

Er sagte allen Leuten artig Adieu und nahm nun auch Abschied vom Bootsmann und dankte ihm. Der folgte ihm zur kleinen Leiter und gerade, als der Junge von der Reeling springen will, griff der große, starke Mann ihm mit beiden Händen unter die Arme und hob ihn vorsichtig über die Reeling zur Außenbordleiter. Die Gebärde war so von Zärtlichkeit und sonderbarem Abschiedschmerz erfüllt, daß der Junge wieder zu weinen anfing. „Ja, adjo also, Stan, und komm nur ruhig wieder an Bord, wenn du Lust hast.“

Dann stand der Junge unten und rief sein „Schöner Dank auch!“ heraus. — Der Mann wischte sich eine schwitzige Träne vom Auge — und ging noch ein Stück auf dem Deck nach vorn, streckte dann den Kopf wieder über die Reeling und nickte dem Jungen am Kai zu: „Du kannst doch noch Seemann werden, Jung!“

„Nein, Herr Groth, ich habe ja eine kleine Schwester ...“

Der Bootsmann blieb wieder an der Reeling stehen, die Mütze zurückgeschoben, so daß die ganze Stirn frei war. Er zündete wieder seine Pfeife an und sah wie am Morgen, weit den Strom aufwärts über die Stadt, die nun in ihrer ganzen Pracht nebefrei dalag; aber das gleichgültige Lächeln war verschwunden und sein Auge blieb an einem Punkte der Riesenstadt hängen. Vielleicht glaubte es, einen Fahrstuhlschacht in einer Fabrik gleich hinter der Brücke gefunden zu haben

Nachdenkliches über die Neuzeit.

Nachdenklich macht die Lektüre der Jahresbilanz der Statistik. Kühl weist sie nach, daß das moderne Kind keine Geschwister mehr hat. So waren von 1000 Geburten im Jahre 1932 in der Stadt Zürich bereits 522 die ersten Kinder ihrer Eltern, 286 die zweiten und noch 110 die dritten. Noch vor 20 Jahren lauteten dieselben Zahlen auf 347 bei der Erstgeburt, 268 für die zweiten und 159 für die dritten Kinder. Wo soll das moderne Kind seine Ecken abschleifen, mitsorgen und teilen lernen, wo zurücktreten, dienen und helfen? Ob das die neue Zeit nicht mehr nötig hat?

Die moderne Ehe hat keinen Bestand mehr. In der einzigen Stadt Zürich wurden 512 Ehen geschieden, auf 1000 Eheschließungen macht dies 161. Das sind noch stets